

Hürlimann, Thomas

Schweiz 1950

Der grosse Kater

S. Antonio, 19. September 1998

Lieber Herr Hürlimann

Die Anrede ist richtig so. Ich bin Ihnen vor ein paar Tagen nahe gekommen, näher als einem sehr geehrten Herr Hürlimann.

Vor Jahren las ich Ihr Gartenhaus mit der Freude eines Innerschwyzers über das Werk des Landsmannes. Ein kleinkariertes Stolz wär's für einen Kosmopoliten, meinetwegen, das ist mir wurscht. Vor drei Wochen dann lies ich mich vom grossen Kater einfangen. Er lässt mich immer noch nicht los.

Wenn ich Bücher von Nachbarn lese suche ich den Schlüssel zur Realität, Roman hin oder her. Bei Meinrad Inglins Urwang zum Beispiel habe ich erst Ruhe, wenn ich weiss, dass er die Göscheneralp meint. Beim Grandhotel Excelsior ist es einfacher: Der Axenstein war x-mal Ziel verabscheuter Sonntagsspaziergänge mit der Familie. Mit der Mutter die jeden Knochen kannte, mit dem hutlүpfenden Vater, und mit uns fünf Kindern, im Sonntagsgüdel eingeengt. In Ingoldau-Schwyz bin ich sofort zu Hause. Mit meinem Onkel, der da zu Inglins Zeiten Pfarrhelfer war. Die katholischen Szenen heimeln an und stossen ab. (Ähnlich ergeht es mir wieder im grossen Kater.)

Das Kartenhaus von Margrit Schriber beschreibt sogar die Strasse in der ich aufgewachsen bin. S'Margritli war ja auch Nachbuuremeitschi. Ich erkenne meinen Götti im Ratsherren, Margrits Bruder Max und den Walterli Fürst in eine Person verdichtet, den Lehrer Rogantini als Führer der Chilerei vom Schulgottesdienst zur Schule. Ihr letztes Buch, das so gut zum Thema der Frankfurter Buchmesse passt, die Schneefessel: Dachte sie an ein bestimmtes Dorf im Urnerland? Ich muss sie fragen.

Die Beispiele liessen sich fortsetzen: Mit den anderen Geschichten der Beiden, mit den Romanen von Federer (den Pilatus sah ich aus dem Fenster), von Walter (das ist doch die von Roll, im Fasan?), mit Vielen. Immer bleibt aber eine Verfremdung der Figuren.

Nicht im Kater. Überall wo Ihr Text die Erinnerung aufbricht, und das ist fast auf jeder Seite, stimmt es so buchstabengenau. Bis zum Hürlima als Drüülima. Ihre unverhüllt eigenen Auftritte machen dann aus dem Roman endgültig eine wahre Geschichte. Jetzt fühle ich mich als Voyeur, und das ist mir peinlich. Wollen Sie das? Oder erfahre nur ich das so? Die Faszination dieser intimen Mitwisserschaft kann ich ja nicht abstreiten. Das ist's, was so lange fesselt, mehr als die Sprache, die nur momentaner Lustgewinn ist.

Aber: Warum ging es mir bei Meienbergs Texten nie so? Weil seine Berichte nicht Romane heissen? Wie stark ist die Sprache als Transportmittel an der Emotionalisierung beteiligt? Macht nur sie den Unterschied?